

derts »zwischen Mittelalter und Moderne« eine neue Gesamtsicht dieses mal als Eisernes oder martialisches Saeculum, mal als Jahrhundert der Staatisten (sic), des großen Krieges, der Wissenschaft, der Feder, der Festes, des Absolutismus u.a.m. apostrophierten Zeitabschnittes deutscher Geschichte zu bieten.

Über weite Strecken allerdings erweist sich der propagierte integrative kulturgeschichtliche Zugriff als konventionell: Abgehandelt werden (nach einem die Ambivalenzen des Zeitalters betonenden einleitenden Kapitel »Ein dunkles Jahrhundert?«) Raum, Klima, Bevölkerung – Wirtschaft – Die Ordnung der Gesellschaft – Das Reich und die Länder – Religion und Konfession – Bildung und Wissenschaft – Kunst, Musik und Literatur – Kriege und Krisen. Eine ähnliche Gliederung hat, um ein Beispiel zu geben, auch Richard van Dülmen in seinem 1982 vorgelegten Band »Entstehung des frühneuzeitlichen Europas« (Fischer Weltgeschichte, Bd. 24) verwandt, wenngleich sich dieser (wie auch die jüngste Synthese zur deutschen Geschichte von Heinz Schilling) »konventioneller« periodisierte (1550–1648), unter zwar »unter der Perspektive des sozialen Wandels und der entstehenden Moderne« (S. 17). Bei Richard van Dülmen firmierte der methodische Ansatz allerdings noch unter dem Begriff einer »Strukturgeschichte der europäischen Gesellschaft der entstehenden Moderne« (S. 16) Offenkundig wechseln die Begriffe, während das »Substrat« bleibt. Wenn sich aber ältere und jüngere Synthesen in ihrem inhaltlichen Zuschnitt nur graduell von einander abheben, obgleich sie vorgeben, sich in ihrem methodischen Zugriff von einander abzugrenzen, so weckt dies Zweifel an der Bedeutsamkeit des reklamierten Methodischen. Der integrative kulturgeschichtliche Zugriff, den Paul Münch für sich reklamiert, scheint faktisch denn auch nicht mehr zu beinhalten als die Abgrenzung von einer politischen Geschichtsschreibung alten Stils einerseits, die Integration einzelner etablierter geschichtswissenschaftlicher Forschungsfelder unter einem neuen Begriff, eben dem der Kulturgeschichte, andererseits. Integration in Form von Addition aber dürfte nicht genügen, um kulturgeschichtlichen Ansätzen Innovationspotential zu bescheinigen; sie verkürzt, ganz im Gegenteil, Kulturgeschichte zu einem Metakonzepit ohne spezifische inhaltliche Konturen, zu einem neuen Dach für Altbekanntes.

Als Jahrhundert des Zwiespalts hat Paul Münch seinen Hörern und Lesern das 17. Jahrhundert vorgestellt und in sachkundig verfaßten Kapiteln nahegebracht. Plastisch herausgearbeitet wurde dabei der Umbruchscharakter dieses Jahrhunderts, in dem »im politischen und konfessionellen Zusammenleben, im sozialen Umgang, in den Wissenschaften sowie auf vielen Feldern der Kultur« (S. 165) Tradition und Moderne verflochten waren und verblieben. Das abschließende elfte Kapitel, betitelt »Das Janusköpfige Jahrhundert«, wagt eine Erklärung, warum trotz aller dieser Ambivalenzen davon geredet werden könne, daß gerade in diesem Jahrhundert »der epochale Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit in seine entscheidende Phase« (S. 163) trat und irreversibel festgeschrieben wurde. Als konstitutiv betrachtet Münch die Verzeitlichung der Geschichte, in deren Gefolge das abgelaufene Säkulum um 1700 sich »zum ersten Mal [...] als einen zusammenhängenden Zeitraum wahrnahm« (S. 22). »Nun bildete sich jene Auffassung vom Gang der Geschichte aus, die in den Grundzügen bis in die Gegenwart Bestand hat. Die Zeitgenossen begannen sich der Neuzeitlichkeit ihrer Epoche bewußt zu werden« (S. 163).

*Norbert Haag*

MICHAEL KAISER: Politik und Kriegsführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, Bd. 28). Münster: Aschendorff 1999. IX, 582 S. Kart. DM 134,-.

Die an der Universität Köln entstandene, von Johannes Kunisch betreute Dissertation setzt sich zum Ziel, den 1609 in Reaktion auf die Gründung der protestantischen Union ins Leben gerufenen katholischen Gegenbund der Liga, neben Bayern vor allem von geistlichen Reichsständen getragen, im ersten Dezennium des Dreißigjährigen Krieges, vom Böhmischem Krieg (1618–1621) bis zur Schlacht bei Breitenfeld (1631), zu untersuchen. Über weite Strecken an der militärischen Ereignisgeschichte orientiert, begreift der Verfasser die Liga im Sinne der bayerischen Historiographie als Instrument bayerischer Reichspolitik, überspitzt formuliert als militärischen Exekutor eines politischen Willens. Der »Erfolg der Liga« wird so »in erster Linie ein Erfolg Maximilians« (S. 510), während der das militärische Debakel antizipierende Zerfall des Bündnisses im wesentlichen mit dem auf dynastischen Spannungen aufruhenden Interessengegensatz zwischen dem habs-

burgischen Kaiser und dem wittelsbachischen Herzog/Kurfürsten begründet wird. Die Entfaltungsmöglichkeiten und Erfolgchancen des militärischen Befehlshabers des katholischen Sonderbündnisses, des Generalleutnants Tilly, werden letztlich als abhängige Variable in dem Kräftefeld zwischen diesen beiden Größen analysiert. Den Typus des absolut loyalen Dieners verkörpernd und damit das Offizierethos späterer Jahrhunderte antizipierend, erzielte Tilly, dessen Eigenständigkeit als Stratege und Taktiker – wenn auch nicht als militärischer Reformator – breit gewürdigt wird, seine größten Erfolge dank einer für die damalige Zeit durchaus atypischen offensiven Kriegsführung als »Exekutor« bayerischer Handlungsanweisungen. Die entscheidende Weichenstellung, die den Niedergang der Liga einleitete, lokalisiert Kaiser in den Beschlüssen des Regensburger Kurfürstentages, der Tilly zwar an der Spitze der ligischen Truppen beließ, zugleich aber als Befehlshaber des bisher von Wallenstein geführten kaiserlichen Heeres installierte und damit vor das Problem doppelter und konkurrierender Loyalitäten stellte. Der sich potenzierende Gegensatz zwischen dem Kaiser, der dank seiner weitreichenden (vom Verfasser allerdings kaum analysierten) Handlungsprärogativen steigenden Einfluß auf die Bundespolitik zu nehmen verstand, und Maximilian leitete vor der militärischen Niederlage bei Breitenfeld das Ende des Bundes ein: Denn der Kaiser vermochte zwar den bayerischen Kurfürsten letztlich zu überspielen und eine offensive Kriegsführung durchzusetzen – im September 1634 marschierten die ligischen Truppen, legitimiert lediglich durch eine Tilly erteilte Eventualvollmacht Ferdinands II., in Kursachsen ein und leiteten dergestalt eine neue Phase des Dreißigjährigen Krieges ein –, die Reduktion des ligischen Heeres auf ein faktisches Funktionsäquivalent einer kaiserlichen Armee erwies sich aber als unvereinbar mit der 1609 vereinbarten Bundeskonstruktion. Die politischen Grundlagen des Bündnisses waren bereits inhärent geworden, ehe die ligischen Truppen in der Doppelschlacht von Breitenfeld nach ihrem Sieg über die Kursachsen von dem schwedischen Heer Gustav Adolfs vernichtend geschlagen wurden. Bezeichnenderweise zeigte die bayerische Politik kein Interesse an einer Fortsetzung des ligischen Experiments – an seine Stelle trat der 1631 zu Fontainebleau ratifizierte Bündnisvertrag mit Frankreich.

Mit der Niederlage zu Breitenfeld wurde nicht nur über das Geschick der Liga entschieden, sondern auch über die Positionierung Bayerns im Reichsverband. Das nunmehrige Kurfürstentum blieb auf den Status einer Mittelmacht fixiert, der ständische wie politische Vorsprung des rivalisierenden Hauses Habsburg erwies sich als nicht einholbar. Zugleich endete im Reich die Zeit der konfessionellen Sonderbünde – ein Faktum, das der Verfasser zwar konstatiert, aber nicht begründet.

Das Interpretament, das Kaiser vorlegt, vermehrt fraglos unser Wissen über die komplexen Beziehungen zwischen Politik und Militär im frühneuzeitlichen Reichsverband. Ebenso fraglos ist sein Interpretationsansatz in sich stimmig, werden die vom Autor gesetzten Prämissen akzeptiert. Der These einer bayerischen Hegemonialstellung in der Liga stehen jedoch bereits für das Dezenium vor dem Dreißigjährigen Krieg massive Bedenken entgegen, unbeschadet ihrer jüngsten Wiederholung (bezeichnenderweise abermals durch einen bayerischen Landeshistoriker, Dieter Albrecht). Wenn die Vorkriegszeit etwas erweist, dann ist dies die starke Position insbesondere der geistlichen Kurfürsten in dem Bündnis einerseits (im Zusammenspiel mit dem Hause Habsburg hatte Kurfürst Johann Schweikhard von Mainz den bayerischen Einfluß im Bündnis zeitweise völlig marginalisiert), die regional-bipolare Struktur des Bündnisses andererseits. Nicht nur der Kategorie »Raum/Region«, sondern auch der Stellung der Kurfürsten in dem Bündnis (vor allem des Mainzers als zweitem Bundesdirektors) wären demzufolge ungleich mehr Aufmerksamkeit zu zollen gewesen. Sich darauf zu beschränken, auf »Spannungen, Sonderinteressen und auch Gegenkräfte innerhalb der Liga« (S. 513) zu verweisen und diese überblicksweise darzustellen (S. 161–165), ohne sie aber »hier eigens« zu verfolgen (S. 513), ist wenig fruchtbar – zumal in einem Dezenium, in dem sich die Kurfürsten (erneut) in »Konkurrenz zum Kaisertum« zu profilieren suchten (Axel Gotthard). Damit ist zugleich angedeutet, daß der Blick auf die Liga als solche zweifellos wesentlich ertragreicher gewesen wäre als diese aus der Perspektive eines wenn auch exponierten Bundesmitgliedes zu beschreiben. Damit freilich, und dies ist zugunsten des Verfassers ins Felde zu führen, wäre eine Dissertation wohl überfordert gewesen.

Norbert Haag